

## CLIPP

Christiani Lehmanni inedita, publicanda, publicata

### titulus

Wilhelm von Humboldts Theorie der  
Sprachevolution

### huius textus situs retis mundialis

[http://www.uni-erfurt.de/  
sprachwissenschaft/personal/lehmann/CL\\_Publ/  
Humboldts\\_Sprachevolution.pdf](http://www.uni-erfurt.de/sprachwissenschaft/personal/lehmann/CL_Publ/Humboldts_Sprachevolution.pdf)

### dies manuscripti postremum modificati

11.12.1998

### occasio orationis habitae

Sitzung der Geisteswissenschaftlichen Klasse der Nordrhein-  
Westfälischen Akademie der Wissenschaften, Düsseldorf,  
21.06.1989

### volumen publicationem continens

-

### annus publicationis

-

### paginae

-

# Wilhelm von Humboldts Theorie der Sprachevolution

Christian Lehmann

## Abstract

W. v. Humboldt hat eine Stufenfolge der Entwicklung der Sprachen nach dem Grad der Vervollkommnung der grammatischen Form aufgestellt und diese mit einer Sprachtypologie gekoppelt. Er unterscheidet nicht zwischen Evolution und geschichtlichem Wandel der Sprachen, sondern zwischen Phasen der Herausbildung und der Verfeinerung. Danach charakterisiert der herausgebildete Typ eine Sprache ein für allemal.

Im Lichte moderner Forschungen zur Sprachtypologie und zur panchronischen Dynamik grammatischer Formen und Kategorien sind an Humboldts Konzeption mehrere Aspekte interessant:

1. die Möglichkeit, zwischen den Polen des rein lexikalischen und des grammatisch geformten Ausdrucks einen stufenweisen Übergang festzustellen;
2. die Frage, ob Sprachwandel auf der allgemeinsten Ebene, wie W. v. Humboldt meint, linear (nämlich auf Vervollkommnung gerichtet) oder, wie G. v.d. Gabelentz meint, spiralförmig verläuft;
3. die Frage, ob der beobachtbare Sprachwandel und vorfindliche Sprachtypen Rückschlüsse auf frühe Evolutionsstufen der menschlichen Sprache zulassen;
4. die Möglichkeit, Sprachtypen in einem Raum anzuordnen, der ihre Dynamik und die möglichen Übergänge zwischen ihnen repräsentiert.

Humboldt ist in solchen Fragen durchaus ein moderner Gesprächspartner, insofern seine theoretischen Konzeptionen an intensive empirische Untersuchungen, sowohl deskriptiver als auch sprachvergleichender Art, zurückgebunden sind.

## 1. Einleitung

Der Titel meines Beitrags scheint den möglichen Themenkreis klar einzugrenzen. In Wahrheit kann man aber unter einem solchen Titel sehr verschiedene Dinge tun. Man könnte Humboldts Gedanken zur Evolution der Sprachen in allen seinen Werken aufspüren, das konstante Moment in ihnen, aber auch ihre Reifung nachweisen und sie zu seinen anthropologischen, pädagogischen und sonstigen Theorien in Beziehung setzen. Dies wäre im wesentlichen ein werkimmanenter Beitrag zur Humboldttextese. Man könnte den Zusammenhang von Humboldts Auffassung der Sprachevolution mit der zeitgenössischen Sprachwissenschaft und anderen Wissenschaften aufweisen und zeigen, wie sie geistesgeschichtliche Strömungen des 18. Jahrhunderts voraussetzt und an den allgemeinen Entwicklungen des philosophischen Denkens am Anfang des 19. Jahrhunderts nicht nur teilhat, sondern sie mitbestimmt, und wie sie schließlich insbesondere den weiteren Gang der Linguistik maßgeblich beeinflusst. Dies wäre ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte. Man kann schließlich Humboldts Theorie der Sprachevolution als einen der vorliegenden Beiträge zu dieser Problematik nehmen und prüfen, wie er sich in der Konfrontation mit theoretischen Entwicklungen und empirischen Erkenntnissen der heutigen Sprachwissenschaft ausnimmt. Anders gesagt, man kann fragen, ob Humboldts Konzeption im Hinblick auf eine theoretische Begründung des heute in dem relevanten Bereich für gesichert Gehaltenen ein aktuelles, über die reine Wissenschaftsgeschichte hinausgehendes Interesse hat. Das ist die Fragestellung meines Beitrags.

Wilhelm von Humboldt konzentrierte seine empirischen und zum großen Teil auch seine theoretischen Bemühungen auf die Sprache und die Sprachen; aber dies war ihm weder in der erkenntnistheoretischen Absicht noch in der tatsächlichen Arbeitspraxis ein Endziel. Es kam ihm letztlich auf den geistigen Fortschritt der Menschheit an, auf das Streben der Menschen nach einem einzigen Ziel, nämlich der vollkommenen Geistesbildung, das sich in so mannigfachen Variationen in den Nationen zeigt. Noch allgemeiner und abstrakter gesagt, er wollte das Problem des Verhältnisses zwischen Individualität und Totalität, besonders zwischen dem menschlichen Individuum, der Nation und "der Einheit der menschlichen Natur" (1827-29: 220; 1836:438<sup>1</sup>) lösen. Die Sprache und die Sprachen erschienen ihm als das geeignetste Feld, um diese Fragen als empirische Fragen zu behandeln. Denn die Betätigung auf den anderen Feldern hoher Geistesbildung, vor allem Philosophie, Wissenschaft, Geschichte, Poesie und Kunst, liegt immer nur in den Händen weniger. Die Sprache aber ist ein Gebiet, auf dem alle Menschen schöpferisch sind oder sein können und

---

<sup>1</sup> Literaturverweise ohne Autorangabe gehen auf Werke Wilhelm von Humboldts.

dessen Erscheinungen daher am ehesten als repräsentativ für den Geist einer Nation bzw. für die geistige Entwicklung der Menschheit überhaupt genommen werden können. In Humboldts eigenen Worten (1836:410):

Das Dasein der Sprachen beweist aber, daß es auch geistige Schöpfungen gibt, welche ganz und gar nicht von éinem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbsttätigkeit áller hervorberechen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationale Form haben, die Nationen als solche eigentlich und unmittelbar schöpferisch.

Diese Unterordnung von Humboldts Sprachwissenschaft unter ein umfassenderes Erkenntnisinteresse bedingt einen hohen Grad dessen, was wir heute Interdisziplinarität nennen, was aber für Humboldt bloß integrale Berücksichtigung aller wesentlichen Aspekte war. Philosophische, anthropologische, ethnologische, pädagogische, literaturwissenschaftliche Gesichtspunkte werden einbezogen, um ein ganzheitliches Bild zu entwerfen. Dieser umfassenden Konzeption kann mein Beitrag nicht gegenüberreten. Ich beleuchte Humboldts Gedankengebäude lediglich vom linguistischen Standpunkt aus und werde ihm also bestenfalls unter diesem Gesichtspunkt gerecht.

Diese Einengung des Blickwinkels ist aber dem Gegenstand, also Humboldts Denken gegenüber, erlaubt. Da Humboldt in der heutigen Linguistik nicht so präsent ist, wie es seiner Bedeutung entspräche, ist nicht einmal innerhalb der Linguistik - und von anderen Wissenschaften wird man es nicht erwarten - hinreichend geläufig, daß er in der Sprachforschung mindestens ebenso sehr Empiriker wie Theoretiker war und daß einige seiner wichtigsten Beiträge auf empirischem Gebiet, nämlich dem der Sprachbeschreibung, liegen. Es ist leider sehr stark ins Bewußtsein der wissenschaftlichen Gemeinde gedrungen, daß viele von Humboldts Thesen bis heute nicht überprüfbar und möglicherweise in der Tat keine empirischen Hypothesen sind. Humboldt selber hat seine Thesen gerade auf dem hier in Rede stehenden Gebiet der Evolution der Sprachen gelegentlich als Spekulation eingestuft (z.B. 1827-29:335). Das ändert aber nichts daran, daß für ihn Sprachwissenschaft eine empirische Wissenschaft ist (1827-29:298). Metaphysik und Empirie überein zu bringen war auch für Humboldt nicht immer leicht; aber er würde jederzeit zugestanden haben, daß die empirische Überprüfung seiner Thesen sinnvoll, d.h. ihrem wissenschaftstheoretischen Status gemäß ist.

## **2. Evolution**

### **2.1. Terminative und inzeptive Perspektive**

Der Begriff der Evolution muß mindestens nach zwei Richtungen abgegrenzt werden. Zunächst geht es um eine Frage der Interpunktion. In der Biologie versteht man den Begriff

der Evolution überwiegend in einem auf den jeweils erreichten Endpunkt gerichteten Sinne. Die Evolution einer Art ist danach die Gesamtheit der Veränderungen im Reich des Lebendigen, die zur Herausbildung dieser Art geführt hat. Der Kristallisationspunkt der Evolution in diesem Sinne ist der Ursprung der betreffenden Art, gedacht als das Überschreiten einer Schwelle. Diese terminative Sicht von Evolution gilt auch noch für die Entstehung von *Homo sapiens*.

Theoretisch ebenso möglich ist aber eine inzeptive, also vorwärts gewandte Sicht, die das weitere Schicksal einer Art nach dem Punkte ihres Entstehens in die Evolution einbezieht. Hier ist zunächst an die Herausbildung verschiedener Rassen unterhalb der Ebene der Art, also an Mikroevolution zu denken. Aber auch auf der Ebene der Art hat die inzeptive Sicht der Evolution in der Biologie gerade im Falle von *Homo sapiens* eine erhebliche Rolle gespielt. Man nimmt zwar an, daß alle Menschen seit der Entstehung von *Homo sapiens sapiens* einer einzigen biologischen Art angehören, daß also auf dieser Ebene seitdem keine biologische Evolution stattgefunden hat. Gleichzeitig aber meint man, daß die Umwälzungen, die die menschliche Zivilisation seit der Steinzeit auf den heutigen Stand gebracht haben, an Bedeutung für das Überleben der Art und für das gesamte Reich des Lebendigen genetischen Mutationen mindestens gleichgestellt werden können. Gerade auf dem Gebiet der Kultur spricht man von Evolution in offener Analogie zur biologischen Evolution. Wir werden im weiteren Verlauf sehen, daß Humboldt selbst an dieser Auffassung des Begriffs seinen wesentlichen Anteil hat.

Für die Evolution der Sprache besagt dies, daß man zwischen zwei Phasen unterscheiden kann. Die erste führt zur Herausbildung der menschlichen Sprache, wobei 'menschliche Sprache' eine solche ist, die sich von heutigen menschlichen Sprachen nicht dem Wesen nach unterscheidet. In der zweiten Phase erleiden die Sprachen Veränderungen, durch die sich verschiedene Typen herausbilden. Es fragt sich natürlich, ob diese Veränderungen nicht doch so weitreichend sind, daß die Resultate Sprachen in einem anderen Sinne sind als das, was beim Ursprung der Sprache gesprochen wurde. Dies ist gerade eine von Humboldts zentralen Fragen.

## **2.2. Evolution und Geschichte**

Evolution muß zweitens in einem qualitativen Sinne abgegrenzt werden gegen Geschichte. Evolution ist ein an Organismen auftretender gerichteter Entfaltungsprozeß, in dem kategorial verschiedene Stufen erreicht werden. Sie hat kein von außen vorgegebenes Ziel, sondern verläuft nach intrinsischen teleonomischen Gesetzen. Geschichte dagegen setzt Sinngebung, Wollen und Gestalten durch den Menschen voraus. Nur insofern es in der Geschichte der Menschheit oder einer Nation eine Richtung oder wenigstens Stufen gibt, ist sie der Evolution vergleichbar.

Dies bedeutet aber, daß das erste Abgrenzungsproblem, wenn auf die Evolution von Homo sapiens angewandt, identisch ist mit dem zweiten. Man könnte versucht sein, das Problem der Unterscheidung zwischen Evolution und Geschichte auf das Interpunktionsproblem zurückzuführen und zu sagen: abgesehen von der Mikroevolution der Rassen ist der Gang der den Menschen betreffenden Ereignisse bis zu seiner Entstehung Evolution, ihr Gang seitdem ist Geschichte (vgl. auch Fn. 4). Damit hätte man das Problem theoretisch aus der Hand gegeben und an die Biologen verwiesen. Diese müßten dann entscheiden, an welchem Punkt der biologischen Entwicklung die Art Homo sapiens fertig war.

Gegen einen solchen Schritt spricht mindestens zweierlei. Erstens ist die Datenlage so, daß die Paläanthropologie, wenn sie bloß mit biologischen, nämlich i. w. anatomischen Methoden arbeitet, den fraglichen Punkt gar nicht bestimmen kann. Sie bedient sich dazu vielmehr ganz wesentlich solcher Kriterien wie Gebrauch von Werkzeugen und Feuer, die den erreichten Zivilisationsstand charakterisieren. Das heißt aber, sie greift auf historische Methoden zurück. Zweitens aber besteht auch gar kein wissenschaftstheoretisches Interesse, die Abgrenzungsproblematik aus der Hand zu geben. Die Frage ist ja gerade, ob die Geschichte auf einer höheren Ebene strukturiert ist, ob sich in ihr Typen herausbilden, die durch gerichtete Umwälzungen miteinander verbunden sind, m.a.W., ob sie der biologischen Evolution wesentlich analog ist.

Auf die Sprache angewendet, stellt sich das Problem wie folgt dar. Sprache tritt uns begrifflich auf zwei Weisen entgegen: zum einen als Naturphänomen, also als etwas, was der Spezies Homo sapiens eigen ist; zum anderen als ein kulturelles und geschichtliches Phänomen, nämlich in Gestalt der verschiedenen Sprachen (vgl. 1820:6f). Diese beiden Begriffe werden in französischer Terminologie seit F. de Saussure (1916) als 'langage' und 'langue' unterschieden. In einem ersten Ansatz würde man sagen: Sprache im Sinne von 'langage' unterliegt der Evolution, nämlich der Evolution von Homo sapiens; eine Sprache im Sinne von 'langue' dagegen hat eine Geschichte, die ganz wesentlich an die Geschichte des sie sprechenden Volkes gebunden ist.

'Langage' tritt aber tatsächlich nur in Form von 'langues' auf. Jegliche wirklich 'langage' betreffende Evolution muß sich also an den 'langues' zeigen. An dieser Stelle wird das Problem zu einem genuin linguistischen: Wie sind die konstitutiven Merkmale von 'langage' zu konzipieren, damit die Entstehung von Homo sapiens mit der Entstehung von 'langage' zusammenfällt? Sind diese Merkmale so beschaffen, daß sie Variation zwischen verschiedenen 'langues' erfassen, oder sind sie für alle historisch bekannten und denkbaren 'langues' dieselben?

Bevor ich diesen Punkt verlasse, muß ich noch auf einen möglichen terminologischen Einwand zu sprechen kommen. Man könnte mir entgegenhalten, daß ich im Hinblick auf Wilhelm von Humboldt ein Pseudoproblem konstruiere; der Terminus 'Evolution' kommt

nämlich bei ihm gar nicht vor. Den erst durch Darwin aufgebrauchten biologischen Evolutionsbegriff konnte er noch nicht kennen.<sup>2</sup> Worauf also bezieht sich der Titel meines Beitrags?

Auf der terminologischen Ebene ist diesem Einwand relativ leicht zu begegnen. Ich halte mich an den Ausdruck 'Entwicklung' bzw. 'Sprachentwicklung', die an zentraler Stelle in Humboldts Werk und insbesondere in einigen Werktiteln vorkommen, und nehme *Entwicklung* als unserem Terminus *Evolution* zu Humboldts Zeit äquivalent. Auf der begrifflichen Ebene wird zu zeigen sein, daß Humboldt in der Tat unter 'Entwicklung' das verstand, was ich oben zur Charakterisierung des Begriffs 'Evolution' angeführt habe.

### 3. Der Ursprung der Sprache in paläoanthropologischer Sicht

Wir werden in §6.1 sehen, daß in Humboldts Denken die inzeptive Sicht der Evolution eine ungleich stärkere Rolle spielt als die terminative. Da meine Fragestellung sich darauf richtet, was Humboldt zum heutigen Erkenntnisstand beigetragen hat, trage ich diesem Ungleichgewicht seines Interesses hier Rechnung und handele nur verhältnismäßig kurz von dem als 'Ursprung der Sprache' bekannten Problem.

Es gehört mittlerweile beinahe zum Ritual einer diesem Problem gewidmeten linguistischen Abhandlung, die Tatsache zu erwähnen, daß die angesehene Société de Linguistique de Paris 1865 in ihre Statuten die Bestimmung aufnahm: "La Société n'admet aucune communication concernant ... l'origine du langage". In ihrer Zeit war diese Bestimmung aus der Sicht einer empirischen Wissenschaft höchst sinnvoll. Bis vor relativ kurzer Zeit bestand überhaupt keine Möglichkeit, die Frage nach dem Ursprung der Sprache empirisch anzugehen. Einer der hervorragendsten Autoren, die sich im letzten Jahrhundert mit dem Thema befaßt haben, Heymann Steinthal, stellte es bereits im Titel seiner Abhandlung (1888) in den "Zusammenhang mit den letzten Fragen allen Wissens" und wies es damit (S.70) explizit dem Gebiet der Metaphysik zu.

Wenn sich die Linguistik heute wieder vermehrt des Themas annimmt, so deswegen, weil sie aufgrund einer veränderten Erkenntnislage annimmt, das Thema sei doch als empirisches behandelbar. Ich gebe die von Paläoanthropologie und Urgeschichte derzeit angesetzte Stufenfolge der menschlichen Evolution in T1 wieder, um den äußeren Rahmen dessen, wovon hier die Rede ist, zu umreißen. Es versteht sich, daß alle angegebenen Zahlen nur ungefähre Anhaltspunkte sind.

---

<sup>2</sup> Humboldt dürfte den Lamarckismus gekannt haben; vgl. Akademie-Ausgabe Bd. VII:595. Das scheint aber für den gegenwärtigen Zusammenhang unerheblich.

T1. Hauptstufen der Entstehung von *Homo sapiens*

Zeit v. Ch.	Periode	Entwicklungsstufe	Kultur
4.400.000		Australopithecus	keine
2.400.000	Prä-Paläolithikum	Homo rudolfensis und habilis	einfache Steinwerkzeuge
1.800.000	Alt-Paläolithikum	Homo erectus: Ur- oder Frühmensch	Faustkeil, Feuer (700.000)
400.000		Archaischer Homo sapiens: Altmensch	Werkzeuge aus Steinabschlägen
150.000	Mittel-Paläolithikum	Neanderthaler (30.000 ausgestorben)	angepaßt an Kälte; Bestattung
125.000	Jung-Paläolithikum	Homo sapiens sapiens: Jetztmensch	Kunst (50.000), Pfeil und Bogen (20.000)

Die wichtigsten Stationen auf diesem Entwicklungsgang sind in Kürze die folgenden: Der Australopithecus unterscheidet sich von den anderen Primaten u.a. durch ein etwas größeres Schädelvolumen. Der Homo erectus geht im Gegensatz zu seinen Vorfahren aufrecht und hat mithin die Hände zum Handeln frei. Seit etwa zwei Millionen Jahren gibt es sichere Anzeichen für die Herstellung von Artefakten (i.w. Faustkeilen), seit anderthalb Millionen Jahren Indizien für den Gebrauch von Feuer. Gleichzeitig ist die Zerebralisierung, also die Umfangserweiterung des Gehirns zu verfolgen, die besonders seit der Entstehung des Altmenschen mit Riesenschritten weitergeht. Seit dem Mittelpaläolithikum sind Kulthandlungen, insbesondere Bestattung, sowie Kleidung nachweisbar. Um 40 000 v.Ch. tritt der Cromagnon-Mensch in Erscheinung und verdrängt den Neanderthaler. Er baut bereits Häuser und ist, abgesehen vom Zivilisationsstand, ein Mensch wie wir. Entsprechend der Fundlage ist 40 000 v.Ch. ein Terminus ante quem für die Entstehung des modernen Menschen.

Wenn wir die Evolution der Sprache mit der von Homo sapiens in Parallele setzen, müssen wir also annehmen, daß Sprache im heutigen Sinne seit mindestens 40 000 Jahren besteht. Anders gesagt, für die erste Phase der Evolution der Sprache, nämlich ihre Herausbildung, können eine Million Jahre angesetzt werden. Die zweite Phase, die die Weiterentwicklung und den historischen Wandel der Sprachen umfaßt, dauert dagegen "erst" 40 000 Jahre.

#### 4. Der Ursprung der Sprache in heutiger linguistischer Sicht

Ich skizziere nun die bekannte methodologische Situation der Linguistik gegenüber dem

Problem der "menschlichen Ursprache". Will man sich dem in Rede stehenden Sprachzustand mit empirischen Methoden nähern, so kann man wieder entweder die terminative oder die inzeptive Sicht annehmen. Im ersten Falle geht man konstruktiv von den Kommunikationssystemen anderer Primaten, im zweiten Falle rekonstruktiv von den historisch belegten Sprachen aus.

#### **4.1. Konstruktiver Ansatz**

Der konstruktive Ansatz beruht auf einem Vergleich von Kommunikationssystemen, wie sie bei verschiedenen Menschenaffenarten vorkommen, mit menschlicher Sprache. Man darf annehmen, daß die semiotischen Eigenschaften, die den ersteren gemeinsam sind, auch für die Kommunikation von Australopithecus galten. Die wichtigsten Unterschiede sind mit einiger Sicherheit angebar. Auf pragmatisch-semantischer Ebene ist es die unbeschränkte Produktivität menschlicher Sprache gegenüber der Geschlossenheit des tierischen Kommunikationssystems. Dies impliziert, daß man in menschlicher Sprache über alles kommunizieren, also auch für alles Auszudrückende Zeichen bilden kann. Insbesondere ist tierische Kommunikation situationsgebunden, d.h. auf unmittelbar Stattfindendes oder Bevorstehendes bezogen, während menschliche Kommunikation eine solche Beschränkung nicht kennt. Auf syntaktischer Ebene ist der wichtigste Unterschied die Tatsache, daß in äffischer Kommunikation jede Nachricht in einem ganzheitlichen, nicht systematisch gegliederten Signal besteht, während sie in menschlicher Sprache zweifach gegliedert ist, nämlich aus Zeichen zusammengesetzt ist, die ihrerseits aus Sprachlauten bestehen. Diese beiden Unterschiede hängen miteinander zusammen, da unbeschränkte Produktivität die zweifache Gliederung voraussetzt. Die ungeheure Leistung, die der Vormensch auf dem Weg vom Australopithecus zum Homo sapiens vollbrachte, war also die Herausbildung der zweifachen Gliederung der Sprache (vgl. Hockett & Ascher 1964, Hoijer 1969). Wie das freilich geschah, darüber kann man derzeit nur spekulieren.

#### **4.2. Rekonstruktiver Ansatz**

##### **4.2.1. Historisch-vergleichende Methode**

Bei rekonstruktivem Vorgehen eröffnen sich eine Reihe methodischer Möglichkeiten. Da ist zunächst der Ansatz der historischen Sprachwissenschaft. Hier berücksichtigt man von allen Sprachen die jeweils ältesten dokumentierten Stadien. Das führt im äußersten Falle auf etwa 3500 v.Ch., den Zeitpunkt, von dem an Tontafeln in sumerischer Schrift vorliegen. Ferner kann man mit den anerkannten Mitteln der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft aus verwandten Sprachen Ursprachen rekonstruieren und deren geschichtliche Realität für einen vernünftigen Zeitpunkt vor der ältesten verglichenen Sprache postulieren. Für das Urindogermanische reicht man damit in eine Zeit zurück, die von der Zeit der ältesten

sumerischen Texten nicht wesentlich verschieden ist. Diese Methode reduziert gleichzeitig die Anzahl der Sprachen, mit denen man zu tun hat, von derzeit etwa 7000 auf die Ursprachen einiger Hundert Familien oder Stämme, und reduziert außerdem ihre Verschiedenheit. Die rekonstruierten Ursprachen sind jedoch, was ihren Bau angeht, Extrapolationen aus historisch vorfindlichen Sprachen, weisen also nicht in das kategoriale andere. Im übrigen sind an diesem Punkt, also etwa nach einem Zehntel des bis zum Cromagnon insgesamt zu überbrückenden zeitlichen Abstands, die wissenschaftlich akzeptierten Methoden der historischen Linguistik am Ende. Jeglicher Vergleich von Wurzeln über nicht nachweislich historisch verwandte Sprachen hinweg, wie er auch heute gelegentlich noch vorkommt, hat mit Wissenschaft nichts zu tun.

#### **4.2.2. Vergleich mit primitiven Sprachen**

Ein anderer möglicher rekonstruktiver Zugang wäre der über die Sprachen von Völkern, deren materielle Kultur im Vergleich zu der unseren auf primitivem Niveau steht, die also, technologisch betrachtet, in der Steinzeit leben. Die Sprachen der Stämme Neuguineas, Amazoniens und der Ureinwohner Australiens sind mittlerweile wenigstens soweit erforscht, daß man mit Sicherheit sagen kann, daß sie in keinem linguistisch verantwortbaren Sinne primitiv sind (so bereits Humboldt 1820:2). Alle für die uns näherliegenden Sprachen wichtigen Eigenschaften haben diese Sprachen entweder auch, oder sie haben stattdessen etwas anderes, was ebenfalls innerhalb der Bandbreite der sonst aus den Sprachen der Welt bekannten Variation verbleibt. Die Rede von primitiven Sprachen, die sich auch 1998 noch in der Öffentlichkeit findet, hat überhaupt keine Stütze in der Wissenschaft und dürfte, soweit sie nicht Ansichten der Linguistik vergangener Jahrhunderte kolportiert, auf einer Übertragung vom anschaulich faßlichen technologischen Entwicklungsstand auf den außerhalb der Linguistik natürlich völlig unbekanntem Sprachzustand beruhen.

Es wäre auch denkbar, den ersten und zweiten Ansatz in folgendem Sinne miteinander zu kombinieren: Da die Geschichte einer Sprache innig mit der des betreffenden Volkes zusammenhängt, erscheint die Annahme plausibel, daß in einer Gesellschaft, die keinem raschen äußeren Wandel unterliegt, auch der Sprachwandel langsamer vonstatten geht. M.a.W., wenn auch die Sprachen der Völker auf niedrigem materiellen Zivilisationsstand nicht selbst primitiv sein mögen, so sollte doch die Annahme erlaubt sein, daß sie sich nur wenig gewandelt haben und also deswegen der Ursprache noch näher sind als Sprachen höher zivilisierter Völker. Die Annahme eines langsameren Sprachwandels in Gesellschaften niedriger materieller Entwicklungsstufe ist jedoch empirisch widerlegbar. Humboldt (1827-9:236f) berichtet selbst von dem in Ozeanien und Amerika verbreiteten Gebrauch, in einer Sprache Wörter auszutauschen, wenn dem Träger eines Namens, der aus diesen Wörtern gebildet ist, etwas Besonderes (Regierungsantritt, Tod) widerfährt. Folglich unterliegt der

Wortschatz und alles, was mit ihm zusammenhängt, beständiger Umwälzung.

Hinzukommt, daß die frühen Stufen des Homo sapiens Nomaden waren. Untersuchungen an Sprachen heutiger Nomadenvölker legen die Vermutung nahe, daß ihre häufig wechselnden Kontakte mit anderen Völkern den Sprachwandel eher beschleunigen als hemmen (Boretzky 1981). Über die Geschwindigkeit des Sprachwandels zu vorgeschichtlicher Zeit lassen sich also insgesamt keine spezifischen Annahmen machen. Daher muß man aus historisch bekannten Wandelraten extrapolieren, mit dem schon in §4.2.1 genannten Ergebnis.

#### **4.2.3. Vergleich mit Pidginsprachen**

Ein dritter rekonstruktiver Zugang zur menschlichen Ursprache wäre der über die in der Neuzeit beobachtbaren Pidginsprachen. Diese entstehen als notdürftiges Verständigungsmittel zwischen Menschen, die sich mit den ihnen zu Gebote stehenden Sprachen nicht verständigen können, und sind in der Tat primitiv (vgl. Labov 1971). Man hat geschlossen, daß die allen Pidginsprachen gemeinsamen Merkmale die der menschlichen Ursprache sein müßten (vgl. Bickerton 1981). Nur zwei aus der Fülle von Problemen, auf die dieser Ansatz stößt, seien genannt. Erstens verfügen die Menschen, die sich in einer Pidginsprache verständigen, bereits über eine vollentwickelte Sprache, aus der sie alle notwendigen Konzepte schöpfen können. D.h., sie erfinden nicht die menschliche Sprache, wie es ex hypothesi der Urmensch tat. Zweitens finden sich in allen Pidginsprachen Eigenschaften der Sprachen, die ihren Sprechern als Muttersprachen dienten. D.h. nicht nur der Begriff der menschlichen Sprache ist bereits unabhängig vorgeprägt, sondern spezifische Ausprägungen menschlicher Sprache schlagen sich in den Pidgins nieder. Wenn also dieser methodische Ansatz auch neuartige Perspektiven eröffnet, erlaubt er doch ebensowenig wie die vorigen eine direkte Extrapolation der Ursprache aus vorfindlichen menschlichen Sprachen.

Die Existenz von Pidginsprachen war Humboldt anscheinend geläufig. In einem Abschnitt über Sprachmischung hält er dafür,

Sprachen, die in roher Verwirrung aus Wörtern und Wendungen ganz verschiedner bestehen und nicht Sprachen einer Nation, sondern rohe Austauschmittel zwischen Menschen verschiedner sind, in die Klasse der Sprachen zu setzen, die besonderen Gewerben und Beschäftigungen eigen sind. Hierhin ist neben anderen die lingua Franca in den Häfen des Mittelmeeres zu rechnen. (1827-29:341)

Er hat Sprachen dieser Art aber offenbar nicht in Zusammenhang mit der Genese neuer Sprachen gebracht, denn er schreibt auch (1836:407), daß "wir nur mit gänzlicher

Überschreitung unseres Erfahrungsgebiets von neu beginnenden Sprachen reden können".<sup>3</sup>

#### **4.2.4. Evolutive Typologie**

Einen letzten rekonstruktiven Zugang zur menschlichen Ursprache könnte die Sprachtypologie bieten. Es wäre denkbar, daß die von ihr aufgestellten Typen in eine Ordnung gebracht werden können, die evolutiv interpretierbar ist, so daß nachgeordnete Typen in der Stufenfolge sich nur aus vorgeordneten entwickeln können, nicht aber umgekehrt. Der erste Typ einer solchen Rangfolge könnte dann als der Typ der ursprünglichen Sprache angesehen werden. Dies ist in neuerer Zeit gelegentlich mit Bezug auf die Typologie des akkusativischen, ergativischen und aktivischen Sprachbaus versucht worden (vgl. Klimov 1980). Es ist aber vor allem der von Humboldt gewählte Zugang zu unserer Problematik. Wir wollen ihn deshalb an dieser Stelle nicht weiter verfolgen, sondern unten ausführlich diskutieren.

#### **4.3. Analogieschluß**

Der konstruktive und der rekonstruktive Zugang zum Problem der Ursprache haben gemeinsam, daß sie sich auf empirisch vorfindliche Kommunikationssysteme stützen und von ihnen aus extrapolieren. Daneben gibt es noch einen Zugang über die Analogie, nämlich die zwischen Phylogenese und Ontogenese. So ähnlich, wie sich die Sprache des Kindes von einer primitiven Form zur voll ausgebildeten Erwachsenensprache entwickelt, so ähnlich könnte auch die Ursprache des Menschen entstanden sein. Hier muß man aber sehen, daß der Parallelismus zwischen Ontogenese und Phylogenese nicht aus biologischen Gründen besteht. Urmenschen sind nicht wie Säuglinge, sie erwerben die Sprache auch nicht wie Kleinkinder. Der Parallelismus folgt vielmehr aus der immanenten Logik des Systems: die Entfaltung von Komplexität aus kompakter Einfachheit kann nicht sehr viele verschiedene Wege gehen. Wegen der Unterschiede zwischen Urmenschen und Kleinkindern ist also der Analogieschluß unsicher; und soweit der Parallelismus wirklich besteht, kann man auf den Analogieschluß ebensogut verzichten und gleich die konstruktive Methode wählen.

### **5. Humboldts Ansicht vom Ursprung der Sprache**

Humboldts Gedanken zur Sprachevolution finden sich hauptsächlich in den folgenden Schriften:

"Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der

---

<sup>3</sup> Vgl. auch 1836:410f: "Aus der Erfahrung kennen wir eine solche Sprachschöpfung nicht, es bietet sich uns auch nirgends eine Analogie zu ihrer Beurteilung dar."

- Sprachentwicklung", 1820;  
"Über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung", 1822;  
"Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues", 1827-29;  
"Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts", 1836.

Vom ersten bis zum letzten dieser Werke wandeln sich Humboldts Ansichten in mehreren Punkten. Gelegentlich ist auch innerhalb eines Werkes sein Standpunkt nicht völlig klar. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß er in den früheren Werken wesentlich mutigere und dogmatischere Thesen über die Sprachevolution vertritt, während die späteren Werke mehr Zweifel und Mäßigung verraten. Dies vereinfacht die Aufgabe einer Darstellung, die Humboldts Auffassung auf den Punkt bringen will, durchaus nicht. Denn während im allgemeinen Humboldts Spätwerk als die Quintessenz seines Schaffens anzusehen ist, müßte man sich in diesem Falle zwecks Gewinnung größerer Klarheit an das Frühwerk, und zwar gelegentlich gegen die Aussagen des Spätwerks, halten. Damit täte man Humboldt aber jedenfalls unrecht, denn die vorsichtigeren Formulierungen des Spätwerks sind aus heutiger Sicht die der Sachlage angemesseneren.

Zum Verständnis von Humboldts Auffassung muß eine Begriffsklärung vorausgeschickt werden. Der Begriff der **Form** tritt bei Humboldt in mindestens drei Bedeutungen auf (vgl. hierzu ausführlich Coseriu 1972):

1. Die Form steht im Gegensatz zum Stoff, ungefähr im aristotelischen Sinne. Im Falle der Sprache als *langage* ist diese Form, vereinfacht gesagt, das Sprachsystem, insbesondere die Grammatik, gegenüber dem Laut einerseits und der Menge des Ausdrückbaren andererseits (1836:422). In dieser Bedeutung geht der Begriff in die strukturalistische Dichotomie zwischen Form und Substanz ein.
2. Die Form einer einzelnen Sprache ist das ihr spezifische System, und wiederum besonders das ihrer Grammatik zugrundeliegende typologische Prinzip, also der Sprachtyp.
3. Von den möglichen Formen in der zweiten Bedeutung ist die Form *par excellence* diejenige, die für die vollkommenste gehalten wird, nämlich die Gestaltung der Grammatik nach dem Flexionsprinzip. Die Form in diesem Sinn heißt daher auch die "wahre Form".

Es ist nicht zu vermeiden, daß alle diese Varianten des Formbegriffs in den folgenden Zitaten und Darstellungen vorkommen.

Humboldt unterscheidet, ganz wie in §2.1 dargestellt, zwischen einer Epoche, in der die menschliche Sprache entsteht, und einer zweiten, in der sich die Sprachen weiterentwickeln.

Das erste, was nun im Hinblick auf diese Zweiteilung auffällt, ist das ungeheure quantitative Ungleichgewicht, in dem seine Theorie diese beiden Perioden erfaßt. Über die erste sagt er nämlich fast nichts. In einer Zeit, in der das Spekulieren über den Ursprung der Sprache an der Tagesordnung war, ist dies höchst bemerkenswert. Seine Thesen zum Ursprung der Sprache sind, kurz zusammengefaßt, die folgenden:

1. Zur biologischen Ausrüstung des Menschen gehört die Vernunft, mit zwei interdependenten Aspekten, Denkvermögen und Sprachvermögen (1820:11). Die "einfache Verstandeshandlung, die überhaupt zum Verstehen und Hervorbringen der Sprache auch in einem einzigen ihrer Elemente gehört, ... kann nicht erlernt werden, muß ursprünglich im Menschen vorhanden sein." (1820:12)
2. Die Sprache verdankt ihr Dasein, und mithin ihren Ursprung, nicht lediglich einem kommunikativen Bedürfnis, sondern ist auch notwendiger Ausdruck des Denkens (1827-9:197ff; 1836:390).
3. Die Sprache kann theoretisch in einer Familie oder sogar zwischen einem Paar entstanden sein. Die einzig plausible Annahme ist aber, daß sie in einem Volk entstand, weil nur dort verschiedenartige Individualitäten einander anregen (1827-29:252).
4. "Es kann auch die Sprache nicht anders als auf einmal entstehen, oder um es genauer auszudrücken, sie muß in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht." (1820:2) "Es gibt nichts Einzelnes in der Sprache" (1820:10), daher "konnte die Erfindung nur mit einem Schlage geschehen" (1820:11). "Überhaupt ist ... alles Bestimmen einer Zeitfolge in der Bildung der wesentlichen Bestandteile der Rede ein Unding." (1827-9:205).
5. Bildung von neuem Stoff, d.h. Erfindung neuer Lautzeichen gab es nur beim (bzw. bis zum) Ursprung der Sprache. Sobald einmal Sprache da ist, wird nur noch der vorhandene Stoff umgeformt (1820:18; 1827-29:278-280).
6. Die Frage der Mono- vs. Polygenese der Sprache ist weder logisch noch empirisch entscheidbar. Vermutlich hängen alle Sprachen miteinander zusammen, wenn nicht durch Monogenese, dann durch sekundären Kontakt (1820:4f; 1827-29:232).

Auch die Menge dieser Thesen zeigt, wie nahe empirische Wissenschaft und Metaphysik bei Humboldt beieinanderliegen. Z.B. setzt die Diskussion über die Erweislichkeit von Hypothesen zur Mono- vs. Polygenese der Sprache voraus, daß es sich dabei um eine empirische Frage handelt. Auch die fünfte These kann als empirische Hypothese zur Wortbildung in dem Sinne genommen werden, daß in historischen Sprachen neue Wörter nicht durch Erfindung neuer Wurzeln, sondern durch Wiederverwendung vorhandener Zeichen gebildet werden, und ist dann zu 95% richtig. Die vierte These dagegen, wonach die menschliche Sprache auf einmal entstanden sein muß, ist zwar innerhalb von Humboldts Gesamtkonzeption völlig schlüssig, kann aber nicht als empirischer Satz gemeint sein (anders

Schlerath 1982:91f).

## 6. Humboldts Ansicht von der Evolution der Sprache

### 6.1. Die äußeren Phasen

Insgesamt scheint Humboldts Interesse, sich an der Diskussion um den Ursprung der Sprache zu beteiligen, begrenzt. Er war sich wohl darüber im klaren, daß Engagement auf diesem Gebiet mit seinem wissenschaftstheoretischen Grundsatz konfligierte, Linguistik als empirische Wissenschaft zu betreiben. Bemerkenswert ist sein Verdikt (1836:411): "die primitive Bildung der wahrhaft ursprünglichen Sprache ... [ist] uns, gerade in dem Punkte ihrer eigentlichen Erzeugung, unerklärbar." Viel wichtiger ist ihm die inzeptive Sicht der Evolution. Zu ihrem Verständnis sind eine Reihe von **Voraussetzungen** nötig.

1. Die Menschheit befindet sich insgesamt in einer Entwicklung, deren Ziel vollkommene Geistesbildung ist. Ihr Fortschreiten wird durch Leistungen auf den in §1 genannten Gebieten schöpferischer Geistestätigkeit markiert. Diese Entwicklung manifestiert sich in der Entwicklung der Nationen und mithin in der Entwicklung der Sprachen (1820:7 et pass.). Jede Sprache dient der "Erreichung der Zwecke der Menschheit" (1820:9).
2. Jede Sprache hat eine ihr eigene Form (i.S.v. §5, Bedeutung 2). Diese ist unmittelbarer Ausdruck des Denkens oder, allgemeiner, der Weltsicht einer Nation.
3. Der Bildung der Sprachform zugrunde liegt die "Geisteskraft", "der formende Sprachsin" der Nation. Dieser ist in den Nationen verschieden stark und in verschiedener Weise ausgeprägt.

Aus diesen Voraussetzungen folgt die Möglichkeit einer Evolution der Sprachen, die über den Punkt ihres Ursprungs hinaus bis in die Gegenwart reicht. Den äußeren Rahmen dieser Evolution bildet ein mehrphasiges Modell, das wie folgt eingeführt wird: "Die beiden entscheidenden Momente im Leben der Sprachen sind ... ihr nicht weiter begreifliches, sich nur durch die Tat ankündigendes Erscheinen als Stoff und die höhere Befruchtung dieses Stoffs durch den ihr mitgeteilten Hauch intellektueller Begeisterung." (1827-29:292) Dieses Zweiphasenmodell wird durch Einschleiben einer weiteren Phase zu folgendem Dreiphasenmodell erweitert:

Drei Momente also können zum Behuf einer prüfenden Zergliederung der Sprachen unterschieden werden:

- die erste, aber vollständige Bildung ihres organischen Baues;
- die Umänderung durch fremde Beimischung, bis sie wieder zu einem Zustande der Stetigkeit gelangen;
- ihre innere und feinere Ausbildung, wenn ihre äußere Umgrenzung (gegen andere)

und ihr Bau im ganzen einmal unveränderlich feststeht.

Die beiden ersten lassen sich nicht mit Sicherheit voneinander absondern. Aber einen entschiedenen und wesentlichen Unterschied begründet der dritte. Der Punkt, welcher ihn von den anderen trennt, ist der der vollendeten Organisation, in welchem die Sprache im Besitz und freien Gebrauch aller ihrer Funktionen ist und über den hinaus sie in ihrem eigentlichen Bau keine Veränderungen mehr erleidet. (1820:5)

Zur Erläuterung des letzteren Punktes heißt es (1820:2), daß eine Sprache am Ende der zweiten Phase ihre wesentlichen Flexions- und Derivationskategorien ausgebildet habe und daran in der dritten Phase nichts Entscheidendes mehr ändere.

Hier stellt sich zunächst ein exegetisches Problem: liegt die erste Phase vor oder nach dem im vorigen Abschnitt besprochenen Ursprung der menschlichen Sprache? Für die erste Alternative spricht, daß bereits These 5 zum Ursprung der Sprache besagte, Erfindung von Stoff habe es nur bis zum Ursprung, danach aber nicht mehr gegeben. Gegen diese Auffassung<sup>4</sup> spricht, daß die anschließende Phase der Sprachmischung das Bestehen mehrerer Sprachen voraussetzt. Mithin müßten am Ende der ersten Phase, also am hypothetischen Ursprung der Sprache, mehrere Sprachen stehen. Dann würde das Zwei- oder Dreiphasenmodell aber an die Stelle der soeben vertretenen Unentscheidbarkeit der Frage der Monogenese stillschweigend die Polygenese setzen.

Eine Lösung dieses Widerspruchs bietet sich an, wenn man Humboldts Bemerkungen zu den Vorgängen der Mischungsphase (1820:4f) genau nimmt. Dort ist nämlich überwiegend von der Mischung von Mundarten, nicht von der von Sprachen die Rede. Unter dieser Voraussetzung kann man sich doch für die erste Alternative entscheiden, so daß das Dreiphasenmodell die Struktur von T2 hätte:

---

<sup>4</sup> Da die zweite Phase des Dreiphasenmodells auch Organisationsphase genannt und mit der ersten zusammengefaßt wird, spricht auch der folgende Satz für die erste Alternative (1820:7): "Der Organismus [der Sprachen] gehört zur Physiologie des intellektuellen Menschen, die Ausbildung zur Reihe der geschichtlichen Entwicklungen."

T2. *Äußere Phasen der Sprachevolution (nach Humboldt 1820:5)*

1. Entstehungsphase: Entstehung der menschlichen Sprache als zunächst ungeformter Stoff, und zwar in einem Dialektkontinuum.
2. Organisations- und Konsolidierungsphase: Kopplung der Dialekte an verschiedene Nationen, Auseinanderentwicklung und Mischung derselben, Ausbildung des formalen Grundgerüsts jeder Sprache.
3. Verfeinerungsphase: Ausbau und Verfeinerung jeder Sprachform.

Wichtig ist, daß bereits dieses Modell – ebenso wie das folgende typologische Modell – zwar ein dynamisches, aber nicht unbedingt ein evolutives in dem einfachen Sinne eines unilinearen chronologischen Ablaufs ist. So tritt uns das Altgriechische bereits zur Zeit Homers auf der am Ende der zweiten Phase erreichten Stufe entgegen, während wir beim Englischen die gesamte zweite Phase historisch verfolgen können (1820:5). Ja es scheint sogar - dies wird aber nicht ausdrücklich gesagt -, daß eine Sprache die zweite und dritte Phase mehrmals durchlaufen kann. Z.B. reicht die dritte Phase im Falle des Griechischen bis in die alexandrinische Periode (1820:5). Von da an bildet sich das Neugriechische heraus, das eine andere Form als das Altgriechische hat (1827-29:311-313). In solchen Fällen ist mit verschiedenen Nationen und verschiedenen Sprachen zu rechnen, so daß es in diesem Sinne nicht dieselbe Sprache ist, die den Zyklus noch einmal durchläuft.

## 6.2. Das typologische Modell

Bis hierhin ist bloß ein leerer Rahmen für die Evolution von Sprachen vorgelegt worden. Die Frage ist nun, wie er inhaltlich auszufüllen sei. Was sind das für Sprachformen, die am Ende der Organisationsphase erreicht werden, und wie sind sie in dem evolutiven Modell aufeinander bezogen?

Um diese Fragen beantworten zu können, bedarf es wieder mehrerer Voraussetzungen. Zunächst muß die Möglichkeit bestehen, das Konstitutive an einer Sprachform auf den Begriff zu bringen, damit das Modell nicht die unüberschaubare Vielfalt der Sprachen unmittelbar erfassen muß. D.h., es ist eine Sprachtypologie vorausgesetzt, die dem evolutiven Modell eine Menge von Typen zur Verfügung stellt. Zweitens müssen die Typen auf einer

Skala geordnet werden, wenn die Annahme einer größeren oder geringeren Stärke des formenden Sprachsinns substantiiert werden soll. Das Anordnungsprinzip ist notwendigerweise ein Bewertungsmaßstab. D.h., es wird drittens ein Kriterium benötigt, welches die Rangfolge der Skala begründet.

Der mittlere Abstraktionsgrad, den jede Typologie voraussetzt, wird in der zweiten Phase des Dreiphasenmodells angesiedelt. In der Entstehungsphase sind sich die Sprachen, wenn es denn überhaupt mehrere sind, noch zu ähnlich. Die Feinheiten der letzten Phase wiederum liegen auf einer Ebene, die die Evolution nicht mehr berührt. Die am Ende der Organisationsphase erreichten Sprachformen dagegen bilden die gesuchte Basis für eine Typisierung.

Die Typen sind Strukturtypen. Sie sind also durch Prinzipien definiert, welche den grammatischen Bau beherrschen, d.h. die Art des Ausdrucks grammatischer Begriffe (Kategorien und Relationen) regeln. Es ist also eine Theorie des Ausdrucks grammatischer Begriffe vorausgesetzt. Diese gibt Humboldt in Form von T3 (die Ziffern und Zwischentitel habe ich hinzugefügt):

T3. *Verfahren zum Ausdruck grammatischer Begriffe (Humboldt 1822:42f)*

<p>[1. Affigierung] Anfügung oder Einschaltung bedeutsamer Silben, die sonst eigene Wörter ausgemacht haben oder noch ausmachen,</p>
<p>[2. Anbildung] Anfügung oder Einschaltung bedeutungsloser Buchstaben oder Silben bloß zum Zweck der Andeutung der grammatischen Verhältnisse,</p>
<p>[3. Innere Modifikation] [a] Umwandlung der Vokale durch Übergang eines in den anderen oder durch Veränderung der Quantität oder Betonung, [b] Umänderung von Konsonanten im Innern des Worts,</p>
<p>[4. Wortstellung] Stellung der voneinander abhängigen Wörter nach unveränderlichen Gesetzen,</p>
<p>[5. Reduplikation] Silbenwiederholung.</p>

Nun können Typen grammatischen Baus durch das Vorherrschen eines oder mehrerer dieser Bezeichnungsmittel definiert werden. Es sind i.w. die drei Typen in T4:

T4. *Grammatische Typen (nach Humboldt 1836:488-500)*

1. Isolierender Typ Vorherrschen von Nr. 4 in T3: grammatische Begriffe werden überhaupt nicht ausgedrückt.
2. Agglutinierender Typ: Vorherrschen von Nr. 1: grammatische Begriffe werden durch eigene Zeichen, und zwar i.w. durch gebundene Morpheme, ausgedrückt.
3. Flektierender Typ: Vorherrschen von Nr. 2 und 3: grammatische Begriffe werden durch innere oder periphere Modifikation der lexikalischen Begriffe ausgedrückt.

Die Reduplikation ist nicht typspezifisch. Bei Humboldt sind die drei Typen exemplarisch durch Klassisches Chinesisch, Türkisch und Altgriechisch repräsentiert. Hier dienen B1 - B3 aus dem Vietnamesischen, Türkischen und Lateinischen der Illustration.

B1. *chị                    tôi    đúợc    thó.*

VIET   ältere.Schwester   ich    erhalt    Brief

"meine Schwester erhielt den/einen Brief." (Kuhn 1990:10)

B2. *kız-kardeş-im                    mektub-u    al-dı.*

TÜRK   Mädchen-Bruder-POSS.1.SG   Brief-AKK    nehme-PRÄT

"meine Schwester bekam den Brief"

B3. *soror                    meā                    epistulam                    accēpit*

LAT   Schwester.F(NOM.SG)   mein:NOM.SG.F   Brief.F:AKK.SG    bekomme\PERF:3.SG

"meine Schwester erhielt den/einen Brief"

Die Charakteristika der drei Typen zeigen sich wie folgt in den Beispielen:

Im isolierenden Bau werden an den Wörtern keinerlei grammatische Kategorien oder Relationen ausgedrückt. Wörter, die in der Funktion unseren grammatischen Wörtern entsprechen (z.B. *tôi* in B1), sind selten und tragen relativ konkrete Bedeutung wie die lexikalischen Wörter. Wortstellungsregeln unterstützen die Konstruktion der Relationen zwischen den Wörtern. Hier z.B. ist die Relation der possessiven Attribution mit der Stellung des Possessors *tôi* unmittelbar hinter dem Possessum *chị* assoziiert.

Im agglutinierenden Bau wird jede grammatische Kategorie oder Relation bei Bedarf durch ein eigenes Morphem ausgedrückt, welches dem bezogenen lexikalischen Wort angefügt wird. Z.B. bezeichnet in B2 das Suffix *-u* den Akkusativ. Die lexikalischen Stämme sind frei, die grammatischen Morpheme relativ lose angefügt.

Im flektierenden Bau trägt jedes Wort unter allen Umständen Ausdrucksmerkmale an sich, die seine grammatischen Kategorien und Relationen anzeigen, und zwar durchaus auch alle auf einmal. Dies sind in erster Linie innere Modifikationen der lexikalischen Wurzeln (in B3 z.B. Vokalkürzung im Nominativ von *soror* oder Wurzelablaut zum Ausdruck des Perfekts in *accēpit*) und Wechsel von Endungen (z.B. *-am* in *epistulam*, *-it* in *accēpit*). Die Endungen sind gleichsam Auswüchse des Stammes (1836:494). Sie alternieren mit anderen Endungen, sind aber nicht wegläßbar und unterscheiden sich dadurch von agglutinativen Suffixen wie etwa dem *-u* von *mektub-u* in B2.

In dieser Charakterisierung erscheinen die drei Typen als Idealtypen, die sich in einer gegebenen Sprache nicht unbedingt und vielleicht nie in dieser reinen Weise verwirklichen (1836:653f). So kann es in einer überwiegend isolierenden oder flektierenden Sprache auch agglutinative Konstruktionen geben. Die drei Typen sind so konzipiert, daß Übergänge zwischen ihnen logisch möglich sind. Dadurch trägt die Typologie den tatsächlich in den Sprachen vorkommenden Übergängen Rechnung.

Die drei Typen bilden in der Reihenfolge 'Isolation - Agglutination - Flexion' ein Kontinuum. Dieses erweist sich in der Synchronie durch Ausdrucksverfahren, die eine Übergangsstellung zwischen den in T3 aufgeführten einnehmen. Die Übergangszone zwischen Isolation und Agglutination bilden Morpheme, die eine Zwischenstellung zwischen Wörtern und Affixen einnehmen. So hat etwa das Japanische kasusanzeigende Morpheme, z.B. *ga* 'Nominativ', *o* 'Akkusativ', *no* 'Genitiv', die hinter den so bestimmten Nominalsyntaxmen stehen, wie in B4 gezeigt. Diese sind je nach Analyse Postpositionen oder Suffixe, repräsentieren also einen Übergang zwischen diesen beiden Kategorien. Die Übergangszone zwischen Affixen und flexivischen Endungen bilden Erscheinungen wie die Deklination der Substantive im Deutschen, wie in B5 illustriert. Hier hat man einerseits Wörter wie *Wiese*, die den Plural durch ein agglutinatives *-n*-Suffix und den Kasus überhaupt nicht bezeichnen, andererseits aber auch Wörter wie *Hahn*, die die Pluralformen durch ein flexivisches Verfahren, nämlich die Kombination des Umlauts mit diversen Numerus-Kasus-Endungen, bilden.

B4.	hito	-ga	/-o	/-no
JAP	Mensch	-NOM	/-AKK	/-GEN

B5.	a.	Wiese	-	Wiese- <u>n</u>
	b.	Hahn	-	Häh <u>ne</u>

In der Diachronie erweist sich dasselbe Kontinuum durch den Wandel von Konstruktionen

und Verfahren von Isolation zu Agglutination und von dieser zu Flexion. Der erste Wandel charakterisiert die Entwicklung des modernen Chinesischen. Z.B. hatte das klassische Chinesisch ein Substantiv *men* "Klasse", welches anderen Substantiven, z.B. *rén* "Mensch", zur Bildung von Kollektiva nachgestellt werden konnte: *rén men* "Menschheit". Im modernen Mandarin-Chinesischen ist dies, wie B6 verdeutlicht., ein Pluralsuffix für belebte Substantive geworden: *rén-men* "Menschen". Der Wandel von Agglutination zu Flexion zeigt sich z.B. in der Ausbildung des synthetischen Futurs im Italienischen, wie in B7 illustriert. Eine Form wie *mangeremo* "wir werden essen" war zunächst durch Agglutination einer Form des Verbs 'haben' - hier *\*havemo* "wir haben" - an den Infinitiv - hier *mangiare* "essen" - entstanden. Das auslautende *e* des Infinitivs fiel aber im Futur weg, sein *a* wurde zu *e* geschwächt; und andererseits änderte das Verb "haben" selbst seine Flexion und lautet z.B. in der 1.Pl. *abbiamo*. Seitdem sind die synthetischen Futurformen nicht mehr rein agglutinatив, sondern völlig ins Flexionsparadigma integriert. Vgl. Humboldt 1822:45 zu einem ähnlichen Fall.

B6.	<i>rén</i>	<i>men</i>	<i>rén-men</i>
CHIN	Mensch	Klasse	Mensch-PL
	?Menschheit"		?Menschen"

B7.	<i>*mangiare-havemo</i>	<i>mangeremo</i>
ITAL	essen-hab:1.PL	ess:FUT:1.PL
	?wir haben zu essen"	?wir werden essen"

Die Anordnung der Typen des isolierenden, agglutinierenden und flektierenden Sprachbaus auf einer Skala ergibt sich also aus empirischen Beobachtungen. Durch Verallgemeinerung über Fällen historischen Wandels erhält man dann eine evolutive Typologie. Humboldt präsentiert sie wie in T5 (vgl. auch 1820:13):

T5. *Evolutionary Typology (Humboldt 1822:54f)*

[Formlosigkeit]

Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände und überläßt das Hinzudenken der redeverknüpfenden Formen dem Verstehenden. Sie sucht aber dies Hinzudenken zu erleichtern durch Wortstellung und durch auf Verhältnis und Form hingedeutete Wörter für Gegenstände und Sachen. So geschieht, auf der niedrigsten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze.

[Isolation]

Dies Hilfsmittel wird in gewisse Regelmäßigkeit gebracht, die Wortstellung wird stetig, die erwähnten Wörter verlieren nach und nach ihren unabhängigen Gebrauch, ihre Sachbedeutung, ihren ursprünglichen Laut. So geschieht, auf der zweiten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch feste Wortstellungen und zwischen Sach- und Formbedeutung schwankende Wörter.

[Agglutination]

Die Wortstellungen gewinnen Einheit, die formbedeutenden Wörter treten zu ihnen hinzu und werden Affixa. Aber die Verbindung ist noch nicht fest, die Fugen sind noch sichtbar, das Ganze ist ein Aggregat, aber nicht éins. So geschieht auf der dritten Stufe die grammatische Bezeichnung durch Analoga von Formen.

[Flexion]

Die Formalität dringt endlich durch. Das Wort ist éins, nur durch umgeänderten Beugungslaut in seinen grammatischen Beziehungen modifiziert; jedes gehört zu einem bestimmten Redeteil und hat nicht bloß lexikalische, sondern auch grammatische Individualität; die formbezeichnenden Wörter haben keine störende Nebenbedeutung mehr, sondern sind reine Ausdrücke von Verhältnissen. So geschieht auf der höchsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Beugung und rein grammatische Wörter.

Die erste Stufe dieses Modells ist beim Ursprung der Sprache erreicht. Innerhalb der weiteren Evolution steht der isolierende Sprachbau der ursprünglichen Formlosigkeit am nächsten, der flektierende Sprachbau steht am Ende der Evolution.

In späteren Werken hat Humboldt dieses Modell in mehreren Punkten geändert. Auf eine Verschärfung läuft es hinaus, wenn die isolierenden Sprachen wiederholt (z.B. 1827-29:334) als "formlos" bezeichnet, wenn also die ersten beiden Stufen der Evolutionsleiter miteinander identifiziert werden. Ferner (1822:31f) "bieten sich die Verschiedenheiten der Sprachen [in einem ersten Zugang] als Stufen in ihrem Fortschreiten dar." Bald darauf (1827-29:178)

betrifft das Modell jedoch

nur die Verschiedenheit der Gestaltung der grammatischen Form und das Verhältnis der verschiedenen Gestaltungen zu dem vollendeten Begriff derselben. Dies Verhältnis drückt sich natürlich in Graden aus, in welchen sich ein stufenartiges Fortschreiten denken läßt, aber nicht notwendig angenommen zu werden braucht.

Und wiederum heißt es (334):

Man kann sich Unterschiede der Sprachen ... als verschiedene Epochen der Sprachentwicklung denken ..., und dies kann nicht nur die Verschiedenheit dieser Sprachformen in ein helleres Licht setzen, sondern es wird dadurch wirklich eine Stufenfolge des grammatischen Organismus in der menschlichen Sprache aufgestellt. Aber man behauptet damit keineswegs, daß auch in der Wirklichkeit diese Gattungen in der Tat auseinander entstanden seien.

Vgl. noch 1836:390f. Das typologische Modell ist also weniger ein evolutives als ein systematisch-dynamisches.

Humboldt konnte sich auch nie schlüssig werden, ob nun Flexion notwendigerweise Agglutination voraussetzt oder nicht. Einerseits muß er feststellen:

Immer ... bleibt die Anfügung bedeutsamer Silben das wichtigste und häufigste Hilfsmittel zur Bildung grammatischer Formen. (1822:47)

Auch ist mir keine [Sprache] bekannt, deren grammatische Formen nicht noch selbst in ihrer höchsten Vollendung unverkennbare Spuren der früheren Silbenagglutination an sich trügen. (1820:14)

Und nicht nur die empirischen Fakten sprechen dafür; auch die Theorie könnte nicht erklären, wie eine ursprünglich flektierende Sprache sollte entstehen können (1822:43-46). Später aber (1827-29:334) widerruft er:

Ich möchte ... keineswegs behaupten, daß notwendig ein solcher Übergang habe vorgehen müssen und daß es nicht vielmehr bei weitem wahrscheinlicher sei, daß die Beugungssprachen von ihrem ersten Ursprunge an solche gewesen wären.

Noch später (1836:545f) wird auch ein Versuch zur theoretischen Begründung gemacht. Wie auch immer eine flektierende Sprache entstehen mag, jedenfalls ist dazu "immer ein neues Bildungsprinzip", also Diskontinuität auf höchster Ebene, notwendig.

Ein weiteres Problem, das durch A.W. Schlegels *Observations sur la langue et la littérature provençales* von 1818 vorgegeben war, das Humboldt aber erst später gesehen zu haben scheint, liegt in der Entwicklung der alten zu den modernen indogermanischen Sprachen, die Schlegel mit den Begriffen 'synthetischer vs. analytischer Bau' innerhalb des flektierenden

indogermanischen Typs zu erfassen sucht. Aus Humboldts evolutiver Typologie folgt nämlich der Satz (1822:50): "Je mehr sich eine Sprache von ihrem Ursprung entfernt, desto mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen, an Form", wo Form natürlich flektierende Form ist. Die flektierende Form, so wie in T5 definiert, wird aber in den germanischen, romanischen und anderen modernen indogermanischen Sprachen klarlich aufgelöst. Humboldt nimmt daher in der Entwicklung der indogermanischen Sprachen einen Kulminationspunkt an, der für das Griechische in der homerischen Sprache, für das Lateinisch-Romanische in Ciceros Sprache liegt, und fügt dem zitierten Satz folgende Einschränkung hinzu (1827-29:272f): "Je mehr sich eine Sprache von dem *Kulminationspunkt* ihrer Grammatik entfernt, desto mehr verliert sie, unter übrigens gleichen Umständen, an Form." Zwischen den betreffenden alten und modernen indogermanischen Sprachen herrscht also keine Kontinuität in der Form. Vielmehr wird die alte Form "zerschlagen" und die Reste mit Hilfswörtern wieder zusammengefügt (1827-29:317f). Zu konstatieren ist (352) "das allmähliche Abnehmen des formenzusammenhaltenden Sprachsinns."

Diese Wendung trifft Humboldts ursprüngliche Konzeption empfindlich an zwei Stellen. Erstens ist mit ihr nicht mehr die Grundthese aufrecht zu erhalten, daß alle Sprachentwicklung eine Annäherung an die vollkommene Sprachform ist. Zweitens müssen nun die modernen indogermanischen Sprachen zu den "weniger vollkommenen" (333) gezählt werden, was mit der Idee des Fortschreitens der geistigen Bildung von der Antike bis zur Neuzeit nicht vereinbar ist. Das ursprüngliche Modell wäre damit invalidiert. Deshalb sucht Humboldt später<sup>5</sup> eine andere Lösung. Er erklärt den Wandel für lediglich oberflächlich. "Mitten in allen diesen Veränderungen blieb aber in der untergehenden Sprache das wesentliche Prinzip ihres Baues, die reine Unterscheidung des Sach- und Beziehungsbegriffs" (1836: 642). Damit nähert er sich der Schlegelschen Auffassung an und rettet sein ursprüngliches Modell: "Es sanken Formen, nicht aber die Form" (642).

## 7. Humboldts Begriff der vollkommenen Form

Die Rangskala der Sprachformen diente Humboldt als Maßstab für die Bewertung von Sprachen. Diese gehörte zu seiner evolutiven Typologie wesentlich dazu, weil deren Zweck ja war, den Fortschritt in der menschlichen Geistesbildung aufzuweisen. Humboldt war in diesem Punkte aber verhältnismäßig milde und hütete sich, einer Sprache jeglichen Vorzug abzusprechen. Seine Nachfolger im 19. Jahrhundert, vor allem H. Steinthal und F. Misteli (1893), leisteten sich ungezügelte Exzesse gegen die "rohen", "chaotischen", "gänzlich

---

<sup>5</sup> Vgl. allerdings bereits 1827-29:301, wo das Französische dieselbe Form hat wie das Lateinische.

verwahrlosten" nicht-indogermanischen Sprachen. Erst im 20. Jahrhundert, also nicht mehr zu ihren Lebzeiten, ernteten sie dafür den Spott unvoreingenommener Linguisten wie O. Jespersen (1920) und E. Sapir (1921, bes. Kap. VI). Seitdem scheint die Frage der Bewertung von Sprachen vom Tisch zu sein.

Allerdings begnügte man sich damit, die evolutive Typenskala aus ideologischen Gründen abzulehnen. Man unterstellte – wohl zu recht –, daß es kein Zufall war, wenn humanistisch gebildete Linguisten das homerische Griechisch für die vollkommenste Sprache hielten, dicht gefolgt von anderen altindogermanischen Sprachen. Man verwarf die ganze Konzeption in der Annahme, daß weiter nichts hinter ihr steckte als eben diese unwissenschaftliche Ideologie. Es stellt sich daher die Frage, ob sich eigentlich nie jemand die Mühe gemacht hatte, die evolutive Rangskala theoretisch zu begründen.

Doch: Wilhelm von Humboldt. Sein Argument, das in der seinerzeitigen Debatte und erst recht in zeitgenössischen Referaten völlig untergegangen ist, hat die in T6 wiedergegebene Form:

T6. *Die vollkommene Form (Humboldt 1822)*

Soll nun die Sprache dem Denken gerecht sein, so muß sie in ihrem Baue soviel als möglich seinem Organismus entsprechen. Sie ist sonst, da sie in allem Symbol sein soll, gerade ein unvollkommenes dessen, womit sie in der unmittelbarsten Verbindung steht. Indem auf der einen Seite die Masse ihrer Wörter den Umfang ihrer Welt vorstellt, so repräsentiert ihr grammatischer Bau ihre Ansicht von dem Organismus des Denkens.

Die Sprache soll den Gedanken begleiten. Er muß also in stetiger Folge in ihr von einem Elemente zum andern übergehen können und für alles, dessen er für sich zum Zusammenhange bedarf, auch in ihr Zeichen antreffen. Sonst entstehen Lücken, wo sie ihn verläßt, statt ihn zu begleiten. (56f)

Die Wörter und ihre grammatischen Verhältnisse sind zwei in der Vorstellung durchaus verschiedene Dinge. Jene sind die eigentlichen Gegenstände in der Sprache, diese bloß die Verknüpfungen, aber die Rede ist nur durch beide zusammengenommen möglich. Die grammatischen Verhältnisse können, ohne selbst in der Sprache überall Zeichen zu haben, hinzugedacht werden, und der Bau der Sprache kann von der Art sein, daß Undeutlichkeit und Mißverstand dabei dennoch, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, vermieden werden. ...

Soll aber die Ideenentwicklung mit wahrer Bestimmtheit und zugleich mit Schnelligkeit und Fruchtbarkeit vor sich gehen, so muß der Verstand dieses reinen

Hinzudenkens überhoben werden und das grammatische Verhältnis ebensowohl durch die Sprache bezeichnet werden, als es die Wörter sind. Denn in der Darstellung der Verstandeshandlung durch den Laut liegt das ganz grammatische Streben der Sprache. Die grammatischen Zeichen können aber nicht auch Sachen bezeichnende Wörter sein; denn sonst stehen wieder diese isoliert da und fordern neue Verknüpfungen. (37f)

Schärfer formuliert: Jedes Zeichen in der Rede muß in Relation zu mindestens einem anderen stehen. Diese Relation kann nicht selbst wieder durch Zeichen i.S.v. Morphemen oder Wörtern ausgedrückt werden, sonst bekommt man einen regressus ad infinitum. Weil die Relation also ausgedrückt werden soll, ist die bloße Wortstellung kein vollkommenes grammatisches Mittel. Und weil sie nicht durch Morpheme oder Wörter ausgedrückt werden kann, sind diese, mindestens wenn sie noch konkretem Bedeutungsgehalt haben,<sup>6</sup> keine vollkommenen grammatischen Mittel. Somit bleiben aus dem Katalog der grammatischen Mittel (T3), wenn man von der Reduplikation absieht, nur noch Anbildung und innere Modifikation. Dies sind eben gerade die Mittel des flektierenden Sprachbaus. Das Argument wird übrigens 1836:489-500 in ganz paralleler Weise von den grammatischen Relationen auf die grammatischen Kategorien ausgedehnt, die mithin auch flexivischen Ausdruck haben müssen.

Man wird feststellen, daß dieses Argument lückenlos ist.<sup>7</sup> Es wäre natürlich unangemessen, ihm auf der empirischen Ebene begegnen zu wollen, indem man darauf hinweist, daß die isolierenden und agglutinierenden Sprachen ja doch funktionieren. Dies würde erstens Humboldts Punkt nicht treffen, dem es ja nicht um das bloße Funktionieren, sondern gerade um die vollkommene Angepaßtheit der Sprachform an das Denken geht. Und selbst wenn sich auf empirischer Ebene kein Unterschied in der Funktionstüchtigkeit der Sprachen verschiedenen Typs nachweisen ließe, bliebe immer noch die Aufgabe, Humboldts Argument auf theoretischer Ebene zu widerlegen.

Mir scheint, das Argument enthält zwei stillschweigende Voraussetzungen, die man nicht zu akzeptieren braucht. Die erste, von Humboldt an keiner Stelle hinterfragte Voraussetzung ist die, daß die lexikalischen und grammatischen Begriffe oder, allgemeiner, die Gegenstände und die Formen oder Operationen des Denkens disjunkte Klassen bilden. Das ist nur in der Logik so. Humboldt fußt in der Tat stark auf der allgemeinen Grammatik, wenn er postuliert:

---

<sup>6</sup> Die Einordnung der rein grammatischen Wörter auf der Rangskala ist schwierig; s. die obigen Bemerkungen zum analytischen Sprachbau.

<sup>7</sup> Ein anderes, weniger schlüssiges Argument für die alleinige Angemessenheit des Flexionsprinzips für das Denken findet sich 1836:544-546.

Die allgemeinen, an den einzelnen Gegenständen zu bezeichnenden Beziehungen und die grammatischen Wortbeugungen beruhen beide größtenteils auf den allgemeinen Formen der Anschauung und der logischen Anordnung der Begriffe. Es liegt daher in ihnen ein übersehbares System, mit welchem sich das aus jeder besonderen Sprache hervorgehende vergleichen läßt (1836:468).

Dieses übersehbare System gibt es in der menschlichen Sprache in Wirklichkeit nicht, jedenfalls nicht als ein System von Kategorien und Relationen, die sich in allen Sprachen als grammatische Kategorien und Relationen manifestieren müßten. Die semantische Relation des Benefaktivs z.B., die in allen Sprachen ausgedrückt wird, ist weder eindeutig ein grammatischer noch eindeutig ein lexikalischer Begriff. Daß sie als grammatischer behandelt werden kann, zeigt im Deutschen ihr Ausdruck durch den bloßen Dativ, wie in B8.a. Daß sie als lexikalischer Begriff aufgefaßt werden kann, zeigt der alternative Ausdruck durch die sekundäre Präposition *zugunsten*, wie in c. Auf halbem Wege dazwischen steht der Ausdruck durch die primäre Präposition *für*, wie in b.

- B8.   a. Der Bauer kaufte seinem Sohn das Grundstück.  
       b. Der Bauer kaufte das Grundstück für seinen Sohn.  
       c. Der Bauer kaufte das Grundstück zugunsten seines Sohnes.

Es gibt also Systeme von Konzepten und Operationen, die als Elemente der Kognition allen Menschen gemeinsam sind und in allen Sprachen ausgedrückt werden. Für einige davon gibt es eine starke Tendenz, sich in grammatischen Kategorien und Relationen niederzuschlagen. Das gilt etwa für das Konzept des Sprechakteilnehmers oder für die diversen Relationen der Partizipation an einer Situation (vgl. Seiler 1988). Keine linguistische Theorie aber gibt ein Inventar von grammatischen Kategorien und Relationen vor, das universal ist in dem Sinne, daß diese in allen Sprachen vorkommen müßten. Humboldt ist zwar seiner Zeit weit voraus, wenn er fordert (1822:35-37), man dürfe Phänomene anderer Sprachen, die sich als Übersetzungsäquivalente gewisser grammatischer Kategorien indogermanischer Sprachen darbieten, nicht eo ipso zu denselben Kategorien erklären, sondern müsse ihr je eigenes Funktionieren herausarbeiten (vgl. Steinthal 1888:106). Nichtsdestoweniger ist er auch ein Kind seiner Zeit, wenn er, gerade aufgrund einer derart verfeinerten Analyse, feststellt, daß gewissen Sprachen Infinitiv, Passiv oder Konjunktiv fehlen und in solchen Fällen "die Bezeichnung eines grammatischen Verhältnisses dem Begriff der wahren grammatischen Form nicht genau entspricht" (1820:37).

Die zweite implizite Voraussetzung besagt, daß lexikalischer Begriff einerseits und grammatische Kategorie und Relation andererseits je einen eigenen Ausdruck haben müssen. Dies ist in all den Fällen nicht so, wo grammatische Kategorie und Relation nicht kontextabhängig variieren. Wörter wie *morgen* bezeichnen nicht nur einen lexikalischen

Begriff, sondern gehören außerdem auch noch der Kategorie Adverb an. Diese gehört zur Menge der lexikalischen und grammatischen Merkmale des Worts und ist ebensowenig separat an ihm ausgedrückt wie ein beliebiges anderes dieser Merkmale. Sie ist aber, neben diesen, mitausgedrückt, sonst könnte man sie nicht an dem Wort in Isolation feststellen. In der Kategorie aber ist das Kombinationspotential des Worts angelegt, also die grammatischen Relationen zu anderen Wörtern, die es eingehen kann. Daher besteht in Syntagmen wie *kommt Erwin morgen* kein Zweifel über die modifikative Beziehung des Adverbs zum Verb. Humboldt scheint mir Unrecht zu haben mit der Behauptung, man müsse sich in solchen Fällen die Beziehung hinzudenken (vgl. Lehmann 1985, §1).

Die beiden Voraussetzungen, daß es eine universale Menge von grammatischen Begriffen gebe und daß grammatische Begriffe einen separaten Ausdruck haben müßten, sind also nicht zu akzeptieren. Damit fällt allerdings auch die These, der flektierende Sprachbau sei der vollkommenste, und mit ihr die Evolutionsskala im Sinne einer Skala fortschreitender Vollendung des Sprachbaus. Wir hatten in §6.2 gesehen, daß bereits die Einordnung der Entwicklung von den alten zu den modernen indogermanischen Sprachen die Skala schwer erschütterte.

## 8. Evolution und Grammatikalisierung

Hier schließt sich natürlich die Frage an: was bleibt dann noch von Humboldts Theorie der Sprachevolution? Die Antwort ist positiver, als es an diesem Punkte den Anschein haben könnte. Das dynamische Verhältnis zwischen der isolierenden, der agglutinierenden und der flektierenden Technik, so wie in dem typologischen Modell von T5 dargestellt, ist nämlich völlig richtig gesehen. Es fehlt nur ein Schritt, nämlich die Erkenntnis, daß es nicht die geometrische Form eines Strahls, sondern die einer Spirale hat (vgl. Gabelentz 1901:256). Die Voraussetzungen zu diesem Schritt sind bereits bei Humboldt expliziert. Er zeigt (1822:51-53) anhand eines aztekischen Beispiels, daß grammatische Wörter aus lexikalischen, in diesem Falle Präpositionen aus Körperteilbezeichnungen, entstehen. Derselbe Vorgang, nämlich die semantische und lautliche Abschleifung und die schrittweise Indienstnahme für grammatische Funktionen, kennzeichnet den Übergang von grammatischen Wörtern zu agglutinativen Affixen. Humboldt zeigt dies (1827-29:273) an dem bereits von A.W. Schlegel vorgeführten Beispiel der Herausbildung des synthetischen Futurs in den romanischen Sprachen (vgl. B7) sowie (273-275) anhand der Entstehung von Kasussuffixen aus Postpositionen im Ungarischen (vgl. B4). Immer noch derselbe Vorgang überführt agglutinative Affixe in flexivische Endungen (1827-29:328; 1836:492-499). Noch weitergehende Abschleifung im Verein mit dem Aufkommen expliziterer Verfahren führt schließlich zum völligen Verlust von Flexionskategorien, etwa dem Verlust des Kasus vom

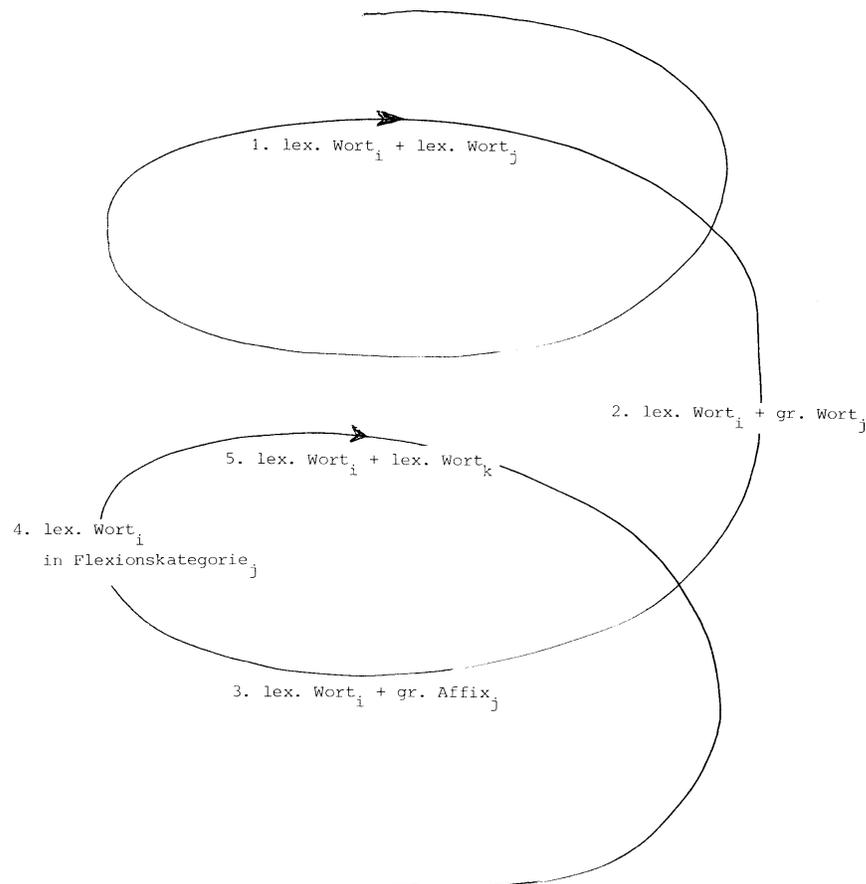
Lateinischen zu den romanischen Sprachen. Auch diesen letzteren Fall hatte Humboldt berücksichtigt (1836:637). Über allem hatte er die doppelte Verallgemeinerung von T7 aufgestellt.

### T7. *Grammatikalisierung nach Humboldt*

Daß die grammatischen Formen im Laufe der Zeit abnehmen, ist gewiß, (1827-29:271) [man hat] immer aber zugleich ein Unterschieben neuer Erhaltungsmittel der Einheit der Rede, geschöpft aus dem vorhandenen Vorrat (1836:642).

Dieses ist das allgemeine Prinzip, welches seit A. Meillet (1912) 'Grammatikalisierung' heißt und über Humboldts evolutiver Typologie waltet. Grammatikalisierung ist in allen Sprachen ständig am Werk, schleust neue Begriffe aus dem Lexikon in die Grammatik ein und unterwirft bestehende grammatische Subsysteme so lange noch starrerem Regeln, bis ihre Elemente nichts mehr ausdrücken. Deshalb hat das Prinzip die Form einer Spirale, so wie in F1 dargestellt.

### F1. *Grammatikalisierungsspirale*



Sprache ist für Humboldt ständiges Schaffen. "Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierte Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen." (1836:418) Auch die Sprachform wird ständig geschaffen. Soweit es darum geht, besteht die Arbeit des Geistes darin, vorhandenes Material so zu verwenden, daß es die Konstruktion des Gedankens ausdrücken kann. Dies führt zur immer neuen Indienstnahme von weniger grammatischen Zeichen für mehr grammatische Zwecke, ganz im Sinne von Humboldts doppelter Verallgemeinerung. Mithin folgt die Konzeption der Grammatikalisierungsspirale organisch aus Humboldts Sprachauffassung. Wir hatten bereits bei der Diskussion von T4 gesehen, daß das Phasenmodell eine teilweise Zyklizität nicht ausschließt.

In welchem Sinne aber ist diese Theorie noch evolutiv? Mir scheint, wichtige Züge der in §2.2 gegebenen Bestimmung des Evolutionsbegriffs sind auch auf diese Konzeption des Sprachwandels anwendbar (immer natürlich unter der Voraussetzung der Übertragung von Organismen auf Kulturphänomene). Die grammatischen Veränderungen in den Sprachen haben eine Richtung, wenn auch keine geradlinige, sondern eine spiralförmige. Im Laufe der Entwicklung werden kategorial verschiedene Stufen erreicht, nämlich die verschiedenen Sprachformen oder Typen des Sprachbaus. Humboldt hat die Sprachform so konzipiert, daß sie die Identität der Sprache begründet. Er erläutert dies wie folgt:

[Es ist nötig], alles und jedes, so konkret, wie es dasteht, als die Sprachform ausmachend zusammenzufassen, mithin diese in einem Sinne zu nehmen, welcher eigentlich die Möglichkeit irgendeiner Veränderung in derselben Sprachform ausschließen würde. (1827-29:300)

Damit hat die Sprachform den Meilletschen Charakter eines "système où tout se tient". Somit ergibt sich logisch das Postulat,

[daß sich in den Sprachen] eine sie charakterisierende, dergestalt feste Form findet, daß sie, solange diese besteht, die nämlichen sind, wenn sie zerschlagen wird, aber zu anderen werden (1827-29: 298f).

Damit ist die theoretische Basis gegeben, um von Identität oder Verschiedenheit einer Sprache in den Stadien ihres Wandels zu sprechen und, allgemein, typologischen Wandel zu erfassen. Von hier aus führt ein gerader Weg zu E. Sapirs (1921:144-155) Gedanke, daß der Typ einer Sprache dasjenige ist, was am resistentesten gegen Sprachwandel ist, ja sogar zukünftig möglichen Wandel determiniert. Wenn man daher in Humboldts dynamischer Typologie von den zeitbedingten Beschränkungen absieht, bleibt immer noch eine wirklich evolutive Theorie, die eine Struktur und Gesetzmäßigkeit sowohl in der synchronen Verschiedenheit der Sprachen als auch in ihrer diachronen Veränderung begründet.

## Literatur

- Bickerton, Derek 1981, *Roots of language*. Ann Arbor: Karoma.
- Boretzky, Norbert 1981, "Das indogermanistische Sprachwandelmodell und Wandel in exotischen Sprachen." *Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung* 95:49-80.
- Coseriu, Eugenio 1972, "Über die Sprachtypologie Wilhelm von Humboldts." Hölsle, Johannes & Eitel, Wolfgang (eds.), *Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte. Festschrift für Kurt Wais zum 65. Geburtstag*. Tübingen: M. Niemeyer; 107-135.
- Gabelentz, Georg von der 1901, *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Leipzig: Weigel Nachf. (2. Aufl.; 1.: 1891. Nachdruck: Tübingen, Narr, 1972 (TBL, 1)).
- Hockett, Charles F. & Ascher, Robert 1964, "The human revolution." *Current Anthropology* 5(3):135-168.
- Hoijer, Harry 1969, "The origin of language." Hill, Archibald A. (ed.), *Linguistics today*. New York & London: Basic Books; 50-58.
- Humboldt, Wilhelm von 1820, "Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. [Berliner Akademie der Wissenschaften, 29.6.1820]." Abgedr.: Humboldt 1963:1-25.
- Humboldt, Wilhelm von 1822, "Über das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung." *Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*. Abgedr.: (Humboldt 1963:31-63.
- Humboldt, Wilhelm von 1827-29, "Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues." Abgedr.: Humboldt 1963:144-367.
- Humboldt, Wilhelm von 1836, *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes. (= Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java. Einleitung)*. Berlin: Königlich-Preussische Akademie der Wissenschaften; in Kommission: Bonn etc.: F. Dümmler. Abgedr.: Humboldt 1963:368-756.
- Humboldt, Wilhelm von, *Schriften zur Sprachphilosophie. [= Werke in fünf Bänden, hrsg. v. A. Flitner und K. Giel, Bd.III]*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. (4. Nachdruck 1972)
- Jespersen, Otto 1920, "The classification of languages. A contribution to the history of linguistic science." *Scientia* 28:109ff.
- Klimov, Georgij A. 1980, "K vzaimootnošeniju genealogičeskoj, tipologičeskoj i areal'noj klassifikacii jazykov." Jarceva, Viktorija N. (ed.), *Teoretičeskie osnovy klassifikacii jazykov mira*. Moskva: Nauka; 6-23.
- Kuhn, Wilfried 1990, *Untersuchungen zum Problem der seriellen Verben. Vorüberlegungen*

- zu ihrer Grammatik und exemplarische Analyse des Vietnamesischen. Tübingen: M. Niemeyer (Linguistische Arbeiten, 250).
- Labov, William 1971, *On the adequacy of natural languages: I. The development of tense. First draft, Febr. 20, 1971.* (Trier: LAUT, B23, 1977).
- Lehmann, Christian 1985, "On grammatical relationality." *Folia Linguistica* 19:67-109.
- Meillet, Antoine 1912, "L'evolution des formes grammaticales." *Scientia* 12(26):6ff.
- Sapir, Edward 1921, *Language. An introduction to the study of speech.* New York: Harcourt, Brace & World.
- Saussure, Ferdinand de 1916, *Cours de linguistique generale*, publié par Charles Bally et Albert Séchehaye avec la collaboration de Albert Riedlinger. Paris: Payot.
- Schlegel, August Wilhelm von 1818, *Observations sur la langue et la littérature provençales.* Paris: Librairie grecque-latine-allemande.
- Schlerath, Bernfried 1982, "Wilhelm vom Humboldts Ansicht von der Sprache und die Frage der Sprachentstehung." *Berliner Wissenschaftl. Gesellschaft, Jahrbuch* 1982:88-110.
- Seiler, Hansjakob 1988, *The dimension of PARTICIPATION.* Guadalajara: Centro de Investigación de Lenguas Indígenas, Universidad de Guadalajara (Función, 7).
- Steinthal, Heymann 1888, *Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Eine Darstellung, Kritik und Fortentwicklung der vorzüglichsten Ansichten.* Berlin: F. Dümmler (4., erw. Aufl.).
- Steinthal, Heymann & Misteli, Franz 1893, *Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. Neubearbeitung des Werkes von Prof. H. Steinthal (1861)* [= Steinthal, H. & Misteli, F., *Abriß der Sprachwissenschaft*, Bd.II]. Berlin: F. Dümmler.